

»Wenn keine Arbeiter in der Literatur vorkommen, ist das kein Weltuntergang«

Katja Petrowskaja wuchs in Kiew auf, promovierte an der Universität Moskau in Russischer Literatur und gewann 2013 für ihre Erzählung *VIELLEICHT ESTHER* den Ingeborg-Bachmann-Preis. Für die FAZ schreibt sie in der Kolumne »Bild der Woche« über Fotografie, außerdem hat sie aktuell den DAAD-Lehrstuhl in Contemporary Poetics an der NYU inne. Ein Gespräch über Identität, weibliche Stimme und deutsche Sprache.

M Dein Buch *VIELLEICHT ESTHER* handelt von der Suche einer verlorenen Vergangenheit. Es erzählt die Geschichte deiner Urgroßmutter in Kiew, die von den Nationalsozialisten ermordet wurde. Obwohl du erst mit 28 Jahren angefangen hast, Deutsch zu lernen, hast du das Buch nicht in deiner Muttersprache Russisch, sondern auf Deutsch verfasst. Hättest du es dir nicht leichter machen können?

Über diese unmöglichen Sachen kann man nicht schreiben, wenn es leicht ist. Ich glaube, dass Kunst etwas mit dem Widerstand des Stoffes zu tun hat. Ich bin gegen Automatismus, gegen alles, was automatisch entsteht. Wenn ich dieses Buch über meine Familie auf Russisch geschrieben hätte, wäre es keine Wahrheit für mich. Denn die Wahrheit für mich war, dass ich nach Deutschland gekommen bin und versucht habe, diese Sprache zu ergreifen und zu erobern und selbst das kann man schon als zweites Leben beschreiben. Man existiert in zwei Sprachen. Ich werde oft gefragt: In welcher Sprache träumst du?

M Und?

Das spielt doch keine Rolle! Man träumt in verschiedenen Sprachen. Man träumt im Rhythmus, in Bildern, und da ist es toll, wenn man noch eine zusätzliche Sprache spricht. Die deutsche Sprache war für

mich auch ein Versuch, nicht reduziert zu werden. Nichts von dem, was in meinem Buch passiert, hätte auf Deutsch geschehen können. Für mich war Deutsch eine Kriegssprache und ich habe versucht, diese Sprache für mich selbst zu rehabilitieren, freizusprechen. Erinnern und deutsche Sprache sind für mich beim Schreiben eins geworden. Das ist sehr merkwürdig. Ist dir schon mal die Ähnlichkeit zwischen dem deutschen Wort »Erinnerung« und den »Erinnyen« aufgefallen? Also die Gewissensbisse, die ständige Verfolgung durch das Erinnern, durch die eigene kriminelle Erinnerung, das ist etwas sehr Deutsches.

M Hast du literarische Vorbilder, an die du dich beim Schreiben erinnerst?

Komischerweise mag ich Schriftsteller, deren Schreiben keine Ähnlichkeit mit meinem hat. Und vor allem habe ich ja noch fast nichts geschrieben. (lacht) Das ist auch eine unerschütterliche Quelle von Depression, weil ich eigentlich Bücher wie meines nicht wirklich mag. Ich mag Fiktion. Aber wirkliche Fiktion. Natürlich mag ich Sebald und Walser und so weiter, aber ich mag auch Bernhard und verschiedene verrückte Typen, von Büchner bis Hermann Ungar. So verrückt ist er auch nicht. Und ich mag Tschechow. Der hat aber wirklich nichts mit dem zu tun, woran ich mich versuche. Ich glaube, ich bin eine schlechte Schülerin. Ich erinnere mich an nichts, wenn ich arbeite.

M Das klingt befreiend.

Manchmal habe ich aber auch Angst. Dann denke ich mir: Oh Gott, warum bin ich eine Frau? Denn natürlich spielt die weibliche oder männliche Stimme eine wichtige Rolle beim Erzählen. Das ist manchmal ein echtes Problem. Man möchte etwas erzählen, wofür die weibliche Stimme nicht geeignet ist.

M Was wäre das zum Beispiel?

Ich habe zum Beispiel gemerkt, dass die Schriftsteller, die mir sehr gut gefallen, extrem männlich sind. Vor kurzem habe ich ein ungarisches Buch gelesen, *The Last Wolf* von László Krasznahorkai. Er wohnt eigentlich in Berlin, schreibt auf Ungarisch, und ich habe das Buch gerade auf Englisch in New York gekauft. Eine phänomenale Übersetzung! Der Protagonist geht eine Straße entlang, die menschenleer ist, kommt in ein Lokal, trinkt und redet mit einem Kellner, der auch Ungar ist. Dann erzählt er die Geschichte von einem Wolf, der als letzter seiner Art erschossen wird – alles in einem Satz über 70 Seiten. Das ist wie ein Sog. Genial. Vielleicht etwas maniert, aber trotzdem. Und als erstes denkt man: Wow! Und dann als zweites: Als Frau kannst du das einfach nicht erzählen. Man würde schon mit dem Kellner ganz anders reden, und der Kellner würde auch nicht unbedingt mit dieser schweigenden Akzeptanz reagieren. Ein Mann, der

ein bisschen trinkt und diese Geschichte erzählt, das sind die Rahmen, die man akzeptiert. Ich weiß nicht, was ein entsprechender Zustand für eine Frau wäre, der so einen Wahnsinn legitimieren würde. 70 Seiten in einem Satz!

M Fällt dir da ein Zustand ein?

Ja, ja ... Und natürlich vermute ich, dass ich das auch kann. Dass ich einen Rahmen suggerieren könnte, in dem eine Frau so sprechen kann. Dann fange ich an zu schreiben. Und wo ist die Frau in meiner Geschichte? Im Bett. Und was macht sie? Sie kann nicht aufstehen. (lacht) Gerade habe ich angefangen, auf Russisch zu schreiben, da ist mir dieses Problem besonders aufgefallen. Denn spannenderweise ist es auf Deutsch möglich, das Geschlecht des Protagonisten in der Schwebe zu lassen. Wenn man in der Ich-Perspektive schreibt und alles in der Vergangenheit steht, wie bei meinem Buch, dann ist in manchen Sequenzen gar nicht klar, wer spricht. Auf Russisch dagegen wird es sofort mit dem ersten Verb klar, dass eine Frau spricht, wegen der grammatikalischen Endungen. Das war für mich beim Schreiben auf Deutsch nicht unwichtig. In der Literatur wollte ich diese körperlosen Körper. Mich interessierte der Blick. Wer das erlebt, war nicht so wichtig.

M War es wichtig, dass die Erzählstimme eine jüdische ist?

Ich habe auf Deutsch geschrieben, um zu sagen: Ich möchte nicht als Ukrainerin oder Jüdin eingestuft werden, die jetzt kommt und euch allen auf die Köpfe schlägt. Ich wollte so schreiben, als wäre ich nicht jüdisch. Mein Buch ist eine friedlich-militärische Eroberung der deutschen Sprache.

M Maxim Biller hat kürzlich in der ZEIT geschrieben: »Zurzeit bin ich nicht so gern jüdischer Schriftsteller in Deutschland.« Er fühle sich von seinen Kritikern diskriminiert. Geht es dir ähnlich?

Nein, umgekehrt. Erstens fühle ich mich nicht so wahnsinnig jüdisch. Was meint man, wenn man »jüdischer Schriftsteller« sagt? Jiddisch habe ich jetzt zum ersten Mal ausführlich in New York gehört. Über das Jüdisch-Sein kann man wirklich endlose Dummheiten erzählen. Aber manchmal bedeutet es auch einfach eine Zugehörigkeit zur Schrift, zur Literatur. Natürlich bin ich schon allein deshalb jüdisch, weil ich schreibe, um das nun ganz grotesk zu machen. Oder wegen meiner Familie und meines Aussehens? Macht mich das dann weniger Russisch oder Ukrainisch? Man möchte sagen, dass man ein Mensch ist. Und dann bedient man trotzdem die Stereotype. Ich habe auf Deutsch geschrieben, um gegen meinen Bonus anzuarbeiten. Ich möchte in Deutschland nicht als jüdisch eingestuft werden und dadurch mehr Erfolg haben. Genauso wenig möchte ich, dass sich jemand schlecht fühlen muss, weil ich jüdisch bin. Ich finde das absolut

verboten, die eigene Geschichte zur Instrumentalisierung anderer zu benutzen. Ich wurde zufällig in diese Familie hineingeboren, genauso wie andere zufällig in deutsche Familien mit einer Nazi-Vergangenheit hineingeboren wurden. Ich weiß nicht, auf wem das Gewissen mehr lastet. Früher war es fast unmöglich, so etwas zu sagen. Aber jetzt geht das. Ich darf das sagen.

- M** In der Gattungsbezeichnung deines Buches, »Geschichten«, steckt natürlich die Geschichte, andererseits aber auch die Fiktion. Du hättest den Roman aber auch als Memoir oder als Autobiographie verkaufen können.

Fast alles in dem Buch ist wahr, oder sagen wir, alles. Es geht aber trotzdem eher um eine Wahrnehmung des Geschehens als um das Geschehen an sich. Ein Memoir versucht, etwas zu rekonstruieren, und ich habe versucht, etwas wahrzunehmen oder zu verstehen. Das ist ein großer Unterschied. Für mich ging es eher um die Suche nach Form als um Dokumentation. Mein Buch ist eher ein Gesang als eine penible Auflistung.

- M** Eine andere Debatte, die gerade in den deutschen Feuilletons kursiert, ist die zum Thema der Arbeit in der Gegenwartsliteratur. Manche kritisieren, dass der Literatur das Konkrete, der Arbeitsalltag seiner Protagonisten abhanden gehe.

Ich bin kein Mensch, der sich an diesen Debatten orientiert. Und ich persönlich komme mit dem Wort »Arbeit« nicht zurecht, aus historischen Gründen. Aber ich glaube, dass z. B. gerade die amerikanische Literatur voll von Arbeitern ist. Außerdem wird das Thema momentan durch die Fotografie sehr viel bedient. Eine Freundin von mir in der Ukraine macht zum Beispiel gerade eine Foto-Serie über Bergarbeiter.

- M** Vor Kurzem hast du in deiner Fotokolumne für die FAZ über Näherinnen in einer Fabrik geschrieben. Ist Fotografie das geeignetere Medium, um Arbeitsverhältnisse darzustellen?

Natürlich hat die Fotografie ganz andere Mittel. Sie reflektiert viel direkter. Sprache ist etwas viel Abstrakteres.

- M** Ist das ein Problem?

Kunst muss das Leben nicht reflektieren. Wenn keine Arbeiter in der Literatur vorkommen, ist das kein Weltuntergang. Ich mache mir viel eher Sorgen um die realen Zustände der Arbeiter als um ihre Repräsentation in der Literatur.

- M** Die Frage nach der Unterrepräsentation von Arbeitern stellt sich auch in dem Moment, in dem Trump von einem sich vernachlässigt fühlenden Arbeitermilieu zum Präsidenten der USA gewählt wurde. Du unternimmst seit einem Monat in New York. Wie ist die Stimmung dort?

Ab und zu denkt man, man hätte sich schon daran gewöhnt, und dann denkt man wieder, dass das doch alles überhaupt nicht wahr sein kann.

M In einem Panel an der NYU hast du über die Verantwortung von Schriftstellern in der Trump-Ära gesprochen.

Ich finde es, ehrlich gesagt, ein bisschen schwierig, damit umzugehen. Ich bin aus der Sowjetunion und habe daher vielleicht die Arroganz der Menschen aus dem Osten, die schon viel schlimmere Sachen erlebt haben. Wenn dann hier ein Schriftsteller, wie vor einigen Wochen, auf der Bühne sitzt und sagt »Wir erleben das zum ersten Mal«, bin ich nur wütend. Der Vietnamkrieg, die Schwarzenbewegung, die Sklaverei, das alles ist doch der Wahnsinn. Dieses Land ist voll von Horrorgeschichten. Wenn ein erwachsener Mensch heutzutage sagen kann, er hätte das noch nie erlebt, obwohl er zum Beispiel die 60er erlebt hat, dann verstehe ich das nicht.

M Was soll man stattdessen sagen?

Eigentlich ist das ein Problem der Sprache. Früher hat ein Präsident gelogen und wenn ihm das vorgeworfen wurde, hat er sich entschuldigt: »So habe ich das nicht gemeint.« Heute lügt der Präsident und wenn ihm das vorgeworfen wird, sagt er: »Ja, ich habe gelogen. Na und?« Es ist schwierig, Protestsprache zu entwickeln, wenn keine Kriterien mehr funktionieren.

Das Gespräch führte Marie-Luise Goldmann